

Liber

Das Buch Gibbon

Editorische Notizen

In den editorischen Notizen zum Buch Adam Smith habe ich das Jahr 1776 als Schicksalsjahr des Westens bezeichnet. Am 10. Januar veröffentlichte Thomas Paine das Pamphlet *Common Sense*.

Das Hauptwerk von Adam Smith *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations* erschien in London am 9. März 1776.

Am 12. Juni 1776 verabschiedet der Konvent von Virginia in Williamsburg einstimmig die *Declaration of Rights*.

Mit ihr wurden die wichtigsten Grundrechte und Menschenrechte festgelegt, Volkssouveränität, Gewaltenteilung, Wahlrecht, Gesetzgebung, Pressefreiheit und Religionsfreiheit.

Mit der Unterzeichnung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung am 4. Juli 1776 entstehen die Vereinigten Staaten von Amerika.

Im Jahr 1776 wird in der Fabrik von John Wilkinson die erste Dampfmaschine installiert, die nach dem von James Watt verbesserten Prinzip arbeitet. Dies war der Startschuß der industriellen Revolution.

Bereits am 17. Februar 1776 erscheint in London Band 1 (Kapitel 1-16) von *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire* des Historikers Edward Gibbon.

Diese Geschichte vom Verfall und Untergang des römischen Imperiums ist zweifellos das wichtigste historische Werk des Aufklärungszeitalters.

Lesen wir, was Fritz Mauthner über den Autor und das Werk sagt:¹

„Edward Gibbon (geb. 1737, gest. 1794) könnte ebensogut den englischen Freidenkern wie den französischen Enzyklopädisten angereicht werden.

Daß er sein erstes Buch in französischer Sprache verfaßte, das möchte noch aus dem Zufall seiner Entwicklung und aus literarischem Ehrgeiz (Französisch schien ihm im 18. Jahrhundert die Weltsprache wie Lateinisch im Mittelalter) erklärt werden kön-

¹ Fritz Mauthner, *Der Atheismus und seine Geschichte im Abendland*, Vito von Eichborn Verlag, Frankfurt am Main, 1989, Band III, S 454 ff.

nen; aber er war höchstens in seiner Arbeitsmethode ein Engländer, nicht in seinem Geschmack, nicht in seinen Lebensgewohnheiten.

Er hatte in Lausanne aufgehört, wie er selbst sagt, ein Engländer zu sein.

Als gefestigter Mann flüchtete er aus dem gehaßten London nach dem halben Landleben, nach Lausanne zurück und segnete täglich diesen Entschluß; es ist nur ein Zufall, daß er in London starb, auf einer Reise, die er einem Freunde zuliebe unternommen hatte.

Ein Weltbürger wie bald darauf Lord Byron.

Frühreif beschäftigte sich schon der Knabe zu Oxford mit geschichtlichen und religiösen Fragen; in der Wissenschaft schritt er weiter, in der Religion verfiel er von einem Extrem ins andere.

Seine Mutter hatte ihn in den Gewohnheiten der englischen Kirche erzogen, ihm einen Abscheu gegen Ketzerei und Unglauben eingeflößt, ihn aber doch erraten lassen, daß sie es mit der Dogmatik nicht streng nahm.

Auf der Hochschule verpflichtete man auf die 39 Artikel, welche von den Schülern leichter unterschrieben als gelesen, leichter gelesen als geglaubt wurden.

Der sechzehnjährige Edward suchte die beste Religion und blieb bei diesen jugendlichen Qualen sich selbst überlassen.

Der Einfluß eines Mitschülers und die Schrift Bossuets über die protestantische Kirche bestimmten ihn, katholisch zu werden, nicht nur innerlich, sondern auch (1753) durch einen förmlichen Übertritt.

Das war nach damaliger englischer Anschauung ungefähr so viel wie Hochverrat.

Sein Vater war kein Frömmeler, aber er beantwortete den Schritt des Söhnchens mit aller Härte; Edward, der bis dahin auf dem Fuße eines wohlhabenden jungen Engländers leben durfte, wurde mit Enterbung bedroht und sofort nach Lausanne verbannt, wo er im Hause eines reformierten Geistlichen enge Verhältnisse kennen lernte.

In seiner Selbstbiographie scheint Gibbon selbst über diese seine katholische Verirrung zu staunen; wir sind in der Psychologie weiter gekommen und wundern uns nicht darüber, daß der spätere Atheist in den Jahren, da die Kritik der ererbten Religion in ihm erwachte, zu der konsequentesten aller christlichen Konfessionen flüchtete.

Gibbon entschuldigt seinen Katholizismus mit zwei Beispielen; Chillingworth, der sich später als einen Socinianer, also als einen Unchristen bekannt machte, war einst katholisch geworden; und Bayle, der sich später einen wahren Protestanten nannte, weil er gegen alle Systeme und gegen alle Sekten protestierte, war bekanntlich ebenfalls als Jüngling für einige Zeit katholisch gewesen.

Die Dutzendmenschen bleiben zeitlebens bei der Religion, in die sie durch Erziehung und Gewohnheit hineingestellt worden sind; die kühnsten Freidenker sind in den Jahren glühender Schwärmerei oft Gottsucher gewesen und sind auf Abwege geraten, weil es ihnen ernst war um das Ziel.

Der Geistliche in Lausanne war ein kluger Erzieher.

Er gab seinem ungewöhnlich begabten Zögling nur die notwendigsten Anleitungen und ließ ihn dann seinen eigenen Weg gehen.

So gab er ihm die Bibel in die Hand und Gibbon tastete sich selbst binnen Jahresfrist aus dem Katholizismus heraus, wohl nicht zum Calvinismus, sondern schon damals zu einer überlegenen Gleichgültigkeit gegen alle religiöse Fragen.

Übrigens zog Gibbon ja in der französischen Schweiz bald den englischen Adam aus; in den ersten Monaten war ihm die französische Sprache ebenso unbequem wie die französische Kost, er entsetzte sich als verwöhnter Engländer über seine kleine und schlecht eingerichtete Stube, über den Mangel eines geselligen Kaminfeuers, über die unsichtbare Wärme des Kachelofens; aber am Ende wurde ihm die französische Sprache für die Unterhaltung wie für die

Behandlung wissenschaftlicher Aufgaben geläufig; er lernte den größten Schriftsteller der Zeit, den Einsiedler von Ferney, persönlich kennen, der damals (1757-1758) bei Lausanne lebte und der Bevölkerung und sich selbst das Vergnügen machte, seine Stücke von einer Liebhabertruppe aufführen zu lassen; auch in eigener Person mitzuspielen.

Der junge Gibbon wurde als ein junger Engländer aus guter Familie von dem fürstlichen Schriftsteller sehr freundlich aufgenommen.

Eine methodische Wirkung übte die Bekanntschaft mit Voltaire auf den Geschichtsschreiber Gibbon nicht aus.

Dieser lobte natürlich die Toleranzideen Voltaires, machte sich aber (in seinen Memoiren) über Voltaires Sucht zu generalisieren nicht übel lustig.

Jedenfalls besuchte er so oft wie möglich Voltaires französische Bühne und gelangte so weit, daß ihm das regelmäßige Drama der Franzosen lieber wurde als „das gigantische Genie Shakespeares, das zu verehren dem Engländer Pflicht gewesen wäre“.

Er verliebte sich sogar in eine nach Schweizer Sitte frei erzogene Französin, Fräulein Curchod, die zu heiraten sein Vater ihm freilich nicht gestattete; sie blieb ihm bis zu seinem Ende eng befreundet, als Frau des Ministers Necker.

Nach fünf Jahren durfte er aus der Verbannung zu seinem Vater zurückkehren.

Doch er fühlte sich in England niemals mehr recht zu Hause, sehnte sich nach der Schweiz zurück; das Leben eines englischen Landedelmanns war nicht mehr nach seinem Geschmack, er war kein Jäger und kein Reiter.

So fand er es ganz in der Ordnung, daß seine erste Schrift, über das Studium der Literatur, die er - wie gesagt - in französischer Sprache zu zweiundzwanzig Jahren verfaßte, aber erst zwei Jahre später herauszugeben wagte, in Frankreich eine bessere Aufnahme fand als in England.

Auf Wunsch seines Vaters wurde er dann Offizier, für wenige Jahre.

Gegen Ende des Siebenjährigen Krieges riß er sich los und machte seine erste Reise nach Paris, wo er als ein schriftstellernder Amateur in dem Kreise von Diderot und d'Alembert freundlich aufgenommen wurde. Von Paris begab er sich über sein geliebtes Lausanne nach Italien; dort, zwischen den Ruinen der ewigen Stadt, als er Bettelmönche im Tempel Jupiters ihre Vesper singen hörte, tauchte in ihm zum ersten Male der Plan auf, den Niedergang Roms (zunächst nur der Stadt) zum Gegenstand seiner Lebensaufgabe zu machen.

Gibbon selbst stellt es so dar, als hätte er nur den Beruf zum Geschichtschreiber unabweisbar in sich gefühlt, als hätte er aber den Stoff seines einzigen großen Werkes mehr zufällig gewählt.

In Wahrheit war Gibbon Schriftsteller im Dienste seiner eigenen rebellischen Neigungen; er hatte zunächst angefangen, mit einer Geschichte der Schweiz einen Beitrag zur Entwicklung der politischen Freiheit zu entwerfen; als sein Vater (1770) gestorben war und Edward Gibbon nach vielen geschäftlichen Scherereien aus dem Erbe ein kleines Vermögen gerettet hatte, das ihm bei großer Sparsamkeit ökonomische Unabhängigkeit gewährte, machte er sich zum ersten Male einen Lebensplan und der bestand wesentlich in dem Entschluß, seine ganze Arbeit der Abfassung des Werkes zu widmen, das nicht mehr und nicht weniger **die weltgeschichtliche Katastrophe der geistigen Freiheit behandeln sollte: die Vernichtung der hohen antiken Kultur durch das Aufkommen des Christentums.**

Denn das ist die Tendenz, in manchem Kapitel die offene Tendenz seines weltberühmt gewordenen Werkes „History of the decline and fall of the Roman Empire“.

Wie andere englische Philosophen und Gelehrte sollte auch Gibbon sich dem Staatsdienst widmen; er wurde Mitglied des Unterhauses, erhielt für eine politische Schrift, die er als ein Advokat seiner Partei abgefaßt hatte, ein sehr einträgliches Amt,

aber die Abhängigkeit von Politikern war auf die Länge nicht seine Sache.

Er war kein einseitiger Büchermensch, er wußte mit den Menschen und ihren Geschäften Bescheid; doch er war weder ein Mann der Tat noch der Rede und besaß, bei aller Freude an einem gesicherten Auskommen, keinen Erwerbssinn.

Sein Vater hatte ihn schon in seinem 23. Jahre zum Mitglied des Unterhauses machen wollen; in einem köstlichen Briefe hatte Gibbon diesen Plan seinem Vater ausgeredet und gebeten, das Geld, das die Wahl kosten würde, lieber für eine Reise durch Frankreich, die Alpen und Italien ausgeben zu dürfen.

Als er sich nun, ein angesehener Mann geworden, doch zu einer politischen Tätigkeit überreden ließ, mochte die Hoffnung mitgesprochen haben, binnen kurzem als Minister selbst Geschichte machen zu können.

Zur Selbständigkeit, zu einer Führerstellung vermochte er sich in seiner politischen Laufbahn nicht zu erheben; und als die Partei, der er sich ergeben hatte, zu unterliegen schien, folgte er kurz entschlossen einem lang gehegten Wunsch: er ließ sich dauernd in Lausanne nieder, wo er gemeinsam mit einem Freunde in bescheidener Behaglichkeit lebte.

Stetig, ohne sich zu überstürzen, ohne sich zu ermüden, schaffte er an seinem Geschichtswerk, dessen letzte Zeile er wenige Tage vor dem Bastillensturm niederschrieb. Für die geistige Erholung genügte ihm ein geselliger Verkehr mit einigen Nachbarn; doch war er schon durch die ersten Bände seines Buches ein berühmter Mann geworden und bald fehlte es nicht an angesehenen Besuchern von nah und fern.

In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich fast ausschließlich mit der Abfassung seiner Memoiren, die ein Muster von eitelkeitslosem Selbstbewußtsein und feiner Selbstkritik geworden sind.

Der französischen Revolution stand er, der Verteidiger jeder Freiheit, feindlich gegenüber, machte das schroffe Urteil Burkes zu dem seinen, ja er ging so weit, der Atheist,

dessen Eintreten für die kirchlichen Einrichtungen gut zu heißen.

Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich diese entschiedene Parteinahme für die Sache der Ordnung aus dem einfachen Egoismus des Denkers erkläre, der seine Kreise durch keinerlei Unordnung stören lassen will; Gibbon war so wenig Demokrat, daß er sich darauf vorbereitete, beim ersten Anzeichen demokratischer Unruhen die Schweiz zu verlassen.

Er dachte daran, in einem Totengespräch zwischen Lukianos, Erasmus und Voltaire seine Meinung darzustellen: ein alter Aberglaube dürfe nicht der Verachtung eines blinden und fanatischen Pöbels preisgegeben werden.

Seine Aufgabe betrachtete er als erfüllt durch sein Geschichtswerk.

Seinen Ruhm genoß er froh, ohne den Ruhm zu überschätzen.

Todesgedanken kümmerten ihn nicht, als es bereits mit seiner Gesundheit abwärts ging und seine Freunde durch seinen krankhaft gewordenen Leibesumfang ängstlich gemacht wurden.

Im Frühjahr 1793 starb die Frau seines Freundes Lord Sheffield.

Gibbon möchte sofort nach England, seine Teilnahme zu beweisen, vielleicht auch, um mit der nahen Revolution der Schweiz nicht in Berührung zu kommen.

Die Reise durch Frankreich ist in diesen Kriegsläufte unmöglich. Er wählt den Weg über Frankfurt a. M. durch Deutschland, der auch nicht ungefährlich ist, gelangt glücklich nach London und stirbt dort am 16. Januar 1794.

Gibbons kühle, beinahe ironische Haltung gegen das Christentum erregte in England fast allgemein Anstoß.

Besonders die Historiker, deren Ruhm durch ihn verdunkelt wurde, erschrecken über diesen neuen Ton.

Gibbon scheint sein großes Werk über den Verfall und Untergang des römischen Reichs zumeist geschrieben zu haben, um in vorsichtiger Form seinen Haß gegen das Christentum auszusprechen.

An einem solchen Haß zu zweifeln ist kaum mehr möglich, wenn man die Bände ohne Vorurteil gelesen hat und beachtet, daß Gibbon von früher Jugend an an religiösen Fragen einen heftigen Anteil nahm und daß die oft sehr antichristlichen englischen Deisten seine Lehrmeister waren.

Sein Haß und die englische respectability (wohl auch Vorsicht) vereinigten sich, so daß eben Ironie die herrschende Form seines Vortrages wurde; diese Ironie ist heute nicht mehr ganz so erfreulich, wie sie auf den Ausgang des 18. Jahrhunderts wirken mochte.

Man muß sich aber dieses Grundzugs der Ironie bei Gibbon immer wieder erinnern, will man seine Ausdrucksweise an hundert Stellen nicht mißverstehen.

Das ganze Werk ist so sehr mit Ironie durchsetzt, daß Beispiele überflüssig sind.

Es ist nicht die blutige direkte Ironie eines Swift, die den Leser auffordert, jedesmal das Gegenteil des ausgesprochenen Urteils an seine Stelle zu setzen; es ist vielmehr die mehr künstlerische Ironie: Das abfällige Urteil wird durch ein so höfliches Wort ausgedrückt, daß der Leser ein möglichst unhöfliches einzusetzen geneigt wird.

Ein Grieche fordert z. B. den Bischof von Antiochia auf, nur einen einzigen Toten aufzuwecken, und verpflichtet sich sodann, das Christentum anzunehmen.

Gibbon fügt hinzu: „Es ist merkwürdig, daß dieser Prälat es für dienlich hielt, eine solche ehrliche und vernünftige Aufforderung abzulehnen.“

Es wäre leicht, eine lange Reihe von grauenhaften Leidensgeschichten der Märtyrer zusammenzustellen; aber, sagt Gibbon, „ich bin zweifelhaft, wieviel ich davon nacherzählen soll, solange ich noch nicht überzeugt bin, wieviel ich davon zu glauben habe“.

Indem Gibbons Werk „die weltgeschichtliche Katastrophe der geistigen Freiheit, nämlich die Vernichtung der hohen antiken Kultur durch das Aufkommen des Christentums“ darstellt, ist es wesentlicher Bestand-

teil des Kampfes der Aufklärer für die Wiedererlangung der verlorenen Freiheit durch die Bekämpfung des Bündnisses von Kreuz und Krone.

Von den 71 Kapiteln des umfangreichen Werkes bringt *Liber* lediglich die vier Kapitel 15, 16, 27 und 28.

„Die beiden Kapitel 15 und 16, in denen Gibbon die Entwicklung des Christentums und die Christenverfolgungen darstellt, sind die mit Abstand längsten des ersten Bandes. Sie erhielten ein besonderes Gewicht dadurch, daß sie dessen Abschluß bildeten und damit suggerierten, sie böten ein Resümee im Sinne einer abschließenden Erklärung für den Niedergang des Römischen Reiches als Ergebnis des Aufstiegs des Christentums. Diese beiden Kapitel lösten heftige Polemiken von zahlreichen theologischen Kritikern aus und trugen wesentlich zum großen Publikumserfolg des Werkes bei.“²

Die Kapitel 27 und 28 werden nur in Auszügen gebracht.

Kapitel 27 berichtet von der Unterdrückung des Arianismus und der Erhebung des nicäischen Glaubens zur katholischen Staatskirche durch das Edikt des Theodosius I „cunctos populos“ im Februar 380.

Das Kapitel 28 erzählt von der Vernichtung des Heidentums zur Zeit des Theodosius I. und beginnt mit der Feststellung: „Die Vernichtung des Heidentums zur Zeit des Theodosius ist vielleicht das einzige Beispiel der totalen Ausrottung eines alten und beliebten Aberglaubens und verdient daher, als ein einzigartiges Ereignis in der Geschichte des menschlichen Geistes betrachtet zu werden.“

Gibbon schildert, wie die einst verfolgte, dann tolerierte, unter Theodosius zur Staatskirche erhobene Kirche unmittelbar danach die kaiserlichen Edikte, die angeblich gar nicht so gemeint gewesen sind, mit Eifer umsetzt und mit der Vernichtung des Heidentums und der Verfolgung der Alt-

² Edward Gibbon, Verfall und Untergang des römischen Imperiums, Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 2003, Band 6, Wilfried Nippel, S. 48/49.

gläubigen beginnt.

Er beschränkt sich dabei auf einzelne exemplarische Vorfälle wie die Entfernung des Altars der Siegesgöttin Victoria aus dem Senat, die Zwangsbekehrung Roms, die Zerstörung und Plünderung der Tempel in der Provinz, die Zerstörung des Serapistempels in Alexandria durch den Bischof Theophilus und die damit einhergehende Vernichtung der beiden Bibliotheken Alexandrias, des Museion und des Serapeion, der bedeutendsten Bibliotheken des Altertums.

Es ist zu bedauern, daß Gibbon sich in diesem Kapitel auf die Vernichtung des heidnischen Aberglaubens konzentriert und mit der Zerstörung der Bibliotheken und der Büchervernichtung nur kurz andeutet, was in der Spätantike in der Zeit ab 380 n.Chr. eigentlich geschieht: nämlich die vorsätzliche Vernichtung der gesamten antiken Kultur durch eine fundamentalistische Religion, das Christentum.

Hierzu lese man unbedingt das Werk des Historikers und Philosophen Rolf Bergmeier: *Schatten über Europa Der Untergang der antiken Kultur*.³:

„Erst im vierten Jahrhundert beginnt sich die christliche Kirche als ideologisch bestimmende Kraft auf die Weltbühne zu schieben. Mit der Ernennung zur Staatskirche im Jahre 380 (Cunctos populos) bricht der von Samuel Huntington beschworene „Kampf der Kulturen“ aus, löst die Idee des Gottesstaates den Kulturstaat auf, werden Altertum und Mittelalter durch unveröhnlich gegensätzliche Weltanschauungen getrennt. Das Jahr 380 kann folglich als die eigentliche Epochengrenze zwischen Antike und Mittelalter markiert werden.“⁴

Ich habe die vier Kapitel sprachlich bearbeitet, z.T neu übersetzt. Überwiegend habe ich mit der Übersetzung Sporschils aus dem 19. Jahrhundert gearbeitet, meine eigenen Übersetzungsergebnisse habe ich

³ Rolf Bergmeier, Alibri Verlag, Aschaffenburg, 2012.

⁴ Eben dort, S. 219

mit dieser abgeglichen.

Ich will nicht verhehlen, daß ich auch manchen Blick in die moderne Übersetzung Michael Walters geworfen habe.⁵ Es ist dies meines Erachtens die eleganteste und lesenswerteste Übersetzung des Werkes, die sich aber nicht so genau an den Originaltext hält wie meine eigene, zugegebenermaßen holprigere Übersetzung.

⁵ Edward Gibbon, Verfall und Untergang des römischen Imperiums, bis zum Ende des Reiches im Westen, Kapitel I bis XXXVIII, DTV Verlag, München, 2003, Herausgeber Walter Kumpmann.